**Zeitschrift:** Die Berner Woche

**Band:** 30 (1940)

Heft: 9

**Artikel:** Der Grenadier von der Beresina [Fortsetzung]

Autor: Vallotton, Georges

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-638414

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

## **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

## Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

## Der Grenadier von der Berefina

Ein historischer Roman von Georges Vallotton

(Deutsch von W. Grossenhacher)

Fortsetzung 8

Wir zogen nach Süden, aber vor allem sollten wir uns mit der Großen Armee wieder vereinigen, unsere Waffenbrüder und den Kaiser wiederfinden.

Reiner ahnte, was unser wartete.

In der gleichen Richtung, aber in weiter Ferne, hörten wir den Lärm eines Rampfes. Das machte wenig Eindruck auf uns. Wir bildeten die letzte Nachhut. Die Zerftörung der Dünabrücke bei Bolotz sicherte uns wenigstens einige Tage der Ruhe, für den Fall, daß uns die Russen Wittgensteins versolgen sollten. Übrigens waren sie beim letzten Zusammenstoß derart mißbandelt worden, daß es wohl möglich schien, sie würden sich nicht so bald wieder an uns reiben. Der Ramps, dessen abgeschwächtes Echo wir gehört hatten, war einem abgetrennten Detachement geliesert worden, das uns den Rückzug abzuschneisden versuchte und das von unserer Vorhut über den Hausen geworsen worden war.

Je mehr wir übrigens nach Süden famen, desto weniger war das immer noch unendlich traurige Land ausgeraubt im Bergleich zur Gegend um Pologs, die während Monaten zerstört und geplündert worden war von den Futiersuchern zweier Armeen. Da es uns gelungen war, bei der Käumung der Stadt eine Herde Bieh zu retten, konnten wir uns wenigstens halbwegs ernähren. Die Kälte war schon recht scharf, und um so mehr schätzen wir die klugen Maßnahmen des Marschalls Saint-Cyr, der Monate zum voraus aus den Lagern hatte warme Kleidungsstücke kommen lassen, mit denen wir nun bekleidet wurden.

Auf unserem Zuge fingen wir auch etwa feindliche Trans= portkolonnen ab, deren Wagen mit Pelzwerk gefüllt waren, das uns nun sehr willkommen war; denn von Anfang November an nahm die Kälte rasch zu. Da erhielten denn Erfindungsgeist und Phantafie freies Spiel. Da sich zeigte, daß vor allem die Schafpelze einen guten Schutz gegen die Unbilden des Wetters waren, suchte man überall, wo wir durchkamen, nach ihnen, und mehr als einer von uns verdankt sein Leben der Borsicht, sich mit Schaffellen bekleidet zu haben. Wohl verlor dabei die Uniformvorschrift zimlich viel an Gültigkeit; aber wenn auch unsere Regimenter äußerlich mehr und mehr abwichen von dem, was sie einst gewesen waren, als sie noch vor sechs Monaten in thren Uniformen auf der Place du Carrousel paradiert hatten, so regelte doch noch die gleiche Mannszucht die Märsche und Verteilungen, die gleiche Disziplin hielt den Korpsgeist aufrecht, der allein eine Armee davor schützt, die Beute der Ber= lotterung zu werden.

Ich für meinen Teil trug Sorge dafür, daß meine Gruppe stets eine oder zwei Notrationen behielt, und diese Maßnahme wurde uns in der Folge äußerst nüßlich. Mit der Kälte war der Himmel wieder klar geworden, so daß wir ohne allzu große Mühe vorwärts kamen; aber am 4. November begann es unmäßig zu schneien. Ein eisiger Wind trieb die Flocken daher und ließ uns dis auf die Knochen frieren. Bisher hatten wir nur gegen Männer zu kämpsen gehabt, freisich in einer trost-

losen Natur. Bon nun an aber begann ein weit schärferer und mörderischerer Kampf.

Zu dem wieder angriffslustig gewordenen Feind, der uns ständig im Nacken saß, gesellte sich nun noch die Kälte, diese russische Kälte, die wir noch nicht kannten.

An der Straße, die uns über Lepel nach Orscha führte, fanden wir immerhin noch einige Nahrung, wenn auch unter Schwierigkeiten. Nach dem Marsch durch die trostlose Ebene mit ihren dünnen Wäldern fonnten wir in den armen Dörfern, die wir fanden, einigermaßen unter Dach schlasen, sosen wenigstens die Aroaten von der Borhut, die geschicktesten Marodeure, die ich jemals kennen lernte, den nachfolgenden Kameraden noch etwas übriggelassen hatten. Trop allem hielt die Moral der Truppe, die für eine Armee so wichtig ist wie Nahrung und Munition, ungebrochen stand. Wir machten Spässe, und bisweilen sangen wir sogar alte Kehrreimlieder.

Wir ist, als sähe ich noch Rochat mit seinem unzertrennslichen Nasenwärmer an meiner Seite marschieren, den Kopf in ein großes Taschentuch eingehüllt, das er unter seiner hohen Pelzmiite durch gebunden hatte. Sein Gesicht war von der Kälte gerötet und ein Bart, voller Reif vom Atem, stieg ihm bis in die Augen hinauf. Solange ihm nur der Tabak nicht ausging, war er guter Laune troß allem, und stets wiederholte er mir:

Gelt, Wachtmeister, das ist böser als in Les Risour? Ist schon eine verdammte Laune des Schicksals! Aber diesmal geht's doch wenigstens der Heimat entgegen."

Der arme Rochaf! Er sollte La Vallee, von dem er mir immer erzählte, nie wieder sehen. Aber in jenem Augenblick ahnte er noch nichts davon, so wenig wie wir andern.

Was uns auf diesem Marsch immer wieder Mut gab, das war, die Regimentskantine zu sehen, die uns von Polohk her nachgesolgt war, wie früher von Marseille nach Paris, von Paris nach Magdeburg und von da an den Niemen. Wir brauchten nur an einer Wegbiegung den kleinen Karren mit dem über Keisen gespannten Leinwanddach zu sehen, oder gar die Marketenderin mit ihrer hübschen Stimme rusen zu hören: "Borwärts, hü, Minettel", so wurden wir heiterer und bekamen wieder Mut in die Knochen.

Die Marketenderin hieß Ratherine. Sie war von Geburt eine Luzernerin, noch jung und die Frau eines Musikers aus dem 2. Regiment. Sie war blond, mit klaren, lebhasten Augen, die uns frank ins Gesicht schauten, mit runden, vollen Backen wie Apfel. Bor allem aber hatte sie selbst unter den schwierigsten Umskänden stets einen ruhigen Mut und eine Heiterkeit, die uns alle erfreute.

Ach, die wadere kleine Frau, so heldenhaft im Grollen der Schlacht, so kindhaft heiter selbst in den schlimmsten Lagen, immer fröhlich und lächelnd, trot allem!

Sie hatte nichts weiter dabei gefunden, der Armee mit ihrem Wagen nachzufolgen, an den ein kleines Pferd vorgespannt war, dessen Haare so lang geworden waren, daß das Tier wie mit einem Pelz bedeckt schien. Ratherine nannte ihr Pferdchen, das so tapfer war wie sie, "Winette" und pflegte es mit unabläffiger Hingabe. Das erstaunlichste aber ist, daß eines wie das andere diesen Rückzug überlebt hat und daß wenigstens Katherine, unsere brave Marketenderin vom 2. Regiment, gesund und heil in die Heimat zurückkehren konnte.

Ihr Mann, den sie ebenfalls zu retten vermochte, ist später in holländische Ariegsdienste eingetreten. Sie selber beschloß ihre Tage an der Spize eines Gasthoses in Luzern, glaube ich (Historisch.)

Es hieß immerhin etwas, fich führen zu lassen und Vertrauen zu haben!

Man muß wohl sagen, daß ein Gedanke uns alle aufrecht erhielt: die Gewißheit, bald zur Großen Armee zu stoßen, die man auf dem Rückzug nach Wilna wußte. Einmal mit ihr vereinigt und wieder unter dem Besehl des Kaisers, waren wir sicher, den Feind, wer es auch immer sei, zu besiegen und endelich das Ende dieses Feldzuges zu erleben, der ebenso enttäusschend wie wenig ruhmreich war.

Unterwegs vereinigten wir uns mit dem Korps des Marschalls Victor und marschierten munter drauflos. Wenn sich uns die Russen zu sehr näherten, überrannten wir sie und brachten ihnen schwere Verluste bei, worauf wir den Marsch fortsetzten. Wir achteten kaum mehr auf die Hurras der Kosaken, die plötzlich auf unsern Flanken austauchten, die wir aber mit einigen Gewehrschüfsen verjagten. Sie verschwanden dann, um bald wieder zu erscheinen mit ihren langen Lanzen, die ihre hohen Velzmützen überragten.

Wenn sie sich auf Schußweite heranwagten, dann machten unsere besten Schützen ein Spiel daraus, sie abzuschließen, um ihre Pferde nehmen zu können. Das waren kleine Tiere, abgezehrt und knochig, die scheinbar nur die Haut über dem Skelett trugen. Aber sie belohnten den geschickten Schützen immerhin dadurch, daß sie ihn einen oder zwei Tage trugen, worauf sie, da man sie nicht mehr füttern konnte, wenigstens noch Fleisch für eine Lagermahlzeit lieferten. Wir waren nicht wählerisch, und dieses zähfaserige und füßliche Fleisch, das wir in Ersehung des Salzes mit Bulver mürzten, nährte uns wenigstens. Da tonnte man denn am Abend sehen, wie um die mit feuchtem Holz entzündeten Feuer, die einen beißenden Rauch verbreite= ten, die Leute herumsaßen und mit leuchtenden Augen den Rochtopf übermachten, mährend andere an der Spite ihrer Ladestöcke Fleischstücke rösteten, das heißt außen herum ver= kohlten, während das Innere nicht genug Zeit hatte, um gar zu werden. Tropdem gab es eine Mahlzeit, und man hatte etwas weniger kalt, wenn der Bauch nicht so leer war.

Da machte uns aber ein Abenteuer, das dem wackern Roschat widerfuhr und das für ihn recht übel hätte ausfallen können, etwas porsichtiger.

Eines abends also hatte er an einem Waldrand, wie von einem Anstand aus, einen Rosaken abgeschossen, und der Manasamt der langen Lanze war verschwunden. Ganz glücklich über seine Geschicklichkeit leate Rochat Sack und Gewehr nieder und rannte los durch den Schnee, in der er bei jedem Schritt einsank. Bald sahen wir ihn zurücksommen, ruhmreich auf dem Gaul reitend, den er mit kräftigen Absahieben und Zügelrucken seitete.

Als er wieder in die Kolonne eingetreten und seine Waffen aufgenommen hatte, ritt er nicht besser und nicht schlechter als ein Offizier, und er fand diese Art der Fortbewegung völlig nach seinem Geschmack. Es war schon dunkel, denn im November fällt die Nacht früh herein, so daß man nicht weit über die Regimentssolonne hinaussehen konnte. Immerdin sah man noch genug, um die Umrisse einiger Kosafen mit ihren versluchten Lanzen unterscheiden zu können. Niemand wußte, woher die Kerle kamen, und sie hielten sich vorsichtig außer Schußweite, solgten uns aber in respektablem Abstand beidseitig der Koslonne wie ein Wolfsrudel.

Rochats Gaul sah sie ebenfalls und vor allem hörte er sie. Er spikte die Ohren und wieherte leise. Plöylich, ohne daß sich imand klar werden konnte, was eigenklich geschah — so rasch ging alles — verließ das Tier mit seinem Keiter die Marschefolonne und raste in gestrecktem Galopp dem Walde zu. Wir wagten nicht zu schießen, aus Furcht, den Kameraden zu tressen, der sich an den Hals seines Keittieres anklammerte und gar nicht mehr breit war. Der arme Kerl hatte sicher nicht oft Gelegenheit zum Keiten gehabt an den Usern seines heimischen Sees! Einen Augenblich hörte man wilde Schreie, gesolgt vom Knall eines Schusses, und wir dachten schon, wir würden den wackern Rochat nie mehr sehen. Aber bei diesen Leuten aus der Vallee muß man nie verzweiseln. Sie haben immer noch irgend einen schlauen Kniff im Hinterhalt.

Noch waren feine zehn Minuten verstrichen, so hörten wir wiederum ein Gasoppgeräusch, diesmal aber so, als wollte uns jemand einholen. Den Finger am Abzug warteten wir, um besser sehen zu können, und da hörten wir Rochats Stimme rusen: "Schießt nicht, zum Teusel… Ich bringe zwei zusrück!…"

Unter immer neuem Gelächter der Zuhörer erzählte er uns dann von seinen Gefühlen, als das Vieh ihn forttrug und die Figuren der Rosafen immer größer wurden, je näher ihnen das verteufelte Bieft kam. Nur schon die langen Lanzen zu ihren Seiten zu feben, machte ihm eine richtige Hühnerhaut, und falter Schweiß rann ihm den Buckel hinunter. Immerhin war es ihm gelungen, die Zügel zu fassen, und in seiner Angst hatte er mit solcher Kraft am Gebiß gezogen, daß der Gaul zum Stehen fam, mit halb ausgeriffenem Kiefer. Da waren aber auch schon die Kosaken ganz nahe. Aber Rochat, der nicht an die Augen fror, hatte indessen Zeit gefunden, eine große Sattespistole aus dem Halfter zu ziehen, die zufällig geladen war und die er aus größter Nähe auf den ersten Kosaken abschoß. Der Mann fiel. Sein Gefährte verzichtete auf den Rest, wandte seinen Gaul und verschwand im Gehölz, und so kehrte unser Ramerad mit doppelter Beute zurück, nicht ohne zuvor seinem Pferd eine folche Lehre erteilt zu haben, daß diefes, gehörig gebändigt, von da an unserer Fahne treu blieb. Man muß aber auch fagen, daß Rochat nach der rauben nun auch die milde Art anwandte und für seinen "Rosaf", wie er den Baul nannte, immer noch etwas Seu auftrieb, wenn für die andern längst nichts mehr zu finden war und daß er mit ihm sogar seine magere Rost teilte. Das zweite Pferd verschwand einige Tage später, vor Borissow, wie ich noch berichten werde.

Diese kleinen Borfälle verschafften uns einige Augenblicke der Zerstreuung. Sie machten uns die Feindseligkeit dieser endlosen Wälder, dieser trostlosen Natur vergessen, durch die wir hindurchmarschierten, ohne selber zu wissen, wohin wir gingen.

Die Kälte war furchtbar geworden. Tagsüber ertrugen wir sie beim Marschieren noch leichter; aber die Kächte waren fürchtlerich. Die Biwakseuer gaben nur ganz nahe beim Glutbausen einige Wärme. Zwei Schritte davon entsernt, gestror man bereits. Wenn wir keinen Unterschlupf fanden und draußen unter dem Wind biwakseren mußten, der uns Sisnadeln ins Gesicht jagte, dann krochen wir wie Tiere unter die schneebebeckten Zweige, die uns wenigstens einigen Schut boten. Wir drückten uns aneinander und konnten so bei 15 Grad und mehr Kälte schlasen, so müde waren wir nach den langen Tagesmärschen.

Wehe den Schildwachen, wenn sie sich vom Schlaf übermannen ließen. Man fand am Worgen von ihnen nur mehr einen steisen Körper, hart und trocken wie ein Stück Holz. Wir verloren so mehrere der Unsrigen, aber doch weniger als man hätte glauben können. Wir fühlten uns gegenseitig füreinander verantwortlich. Das war unsere größte Stärke und unser Heil in diesen schrecklichen Augenblicken. Wenn wir unsere Führer, vom alten Obersten Raguettly, von Bon der Weid, einem Tapfern unter den Tapfern, der unsern bei Pologk verwundeten Obersten Castella ersetzt hatte, bis zu den Truppenossizieren, das gleiche Elend und die gleichen armen Freuden der Soldaten teilen sahen, dann liebten wir sie nur um so mehr. Wir sammels

ten uns um sie, und dieser Zusammenhalt, diese Anstrengung aller zum gemeinsamen Wohl hat unsere Regimenter lange Zeit vor der Demoralisation bewahrt, die der Tod einer Armee ist. Und dann sah man auch von Zeit zu Zeit das Wägelchen unserer Marketenderin. Das machte uns warm ums Herz, als ob das Schnapssäßlein unter der Wagenblache uns seine Wärme nur schon vom Segen gespendet hätte.

Bisweilen, wenn der Feind uns etwas in Ruhe ließ und eine bleiche Sonne die schneeträchtigen, schweren Wolfen durchbrach, erhob sich aus der Marschfolonne ein Lied, und einige versuchten, den Kehrreim leise mitzusingen, und das war dann wie ein flüchtiger Hauch aus der Heimat, der für einen Augenblick den Mut belebte und uns vergessen ließ, daß wir Hunderte von Meilen von daheim verloren waren. Eine gewaltige Hossinung schwellte unsere Herzen und ließ uns all das Elend ertragen.

Seit einigen Tagen pfeilte übrigens unser Marsch geradewegs nach Süden. Wir näherten uns so der Etappenlinie der Großen Armee. Durch die Reihen ging sogar das Gerücht, daß wir bald unsern Kameraden begegnen würden. Bon da an schien es uns, daß unsere Leiden, wenn wir erst mit den andern Truppen vereinigt wären, ein Ende haben und diese endlosen Märsche ins Unbekannte und unter einiem eisigen Wind auf

hören müßten.

Einmal mehr waren wir nach Westen abgeschwenkt, und das allein schon erfüllte uns mit Hoffnung. Der seit dem Mor= gen in großen Flocken fallende Schnee hatte endlich aufgehört, und wie es zu dieser Jahreszeit etwa geschieht, der Himmel hatte sich plöglich geflärt, und von dem erhöhten Standort aus, auf dem wir angehalten hatten, sahen wir in eine ungeheure Weite. In der Ferne, am Ufer eines Flusses, schimmerten einige Dächer, überhöht von einem zwiebelköpfigen Kirchturm. Unsere Offiziere standen um den Obersten herum, der mit seinem Fernrobr den Horizont absuchte und die Karte auf dem Sattelbogen ausgehreitet hatte. Rauchwolken erhoben sich im Osten und der dumpfe Donner von Kanonen zeigte an, daß man sich in dieser Richtung schlug. Auch im Süden hörte man Kanonenrollen, während näher bei uns das Gewehrgeknatter unserer Nachhui-Infanterie erschallte, im ständigen Kampfe mit der Armee Witt= gensteins, die uns seit Polopt, ohne jemals locker zu lassen, beunruhigt hatte.

Wir sind also nurmehr einige Meilen von der großen Straße entsernt, die von Smolensk über Orscha und Bobr nach Wilna führt. Aber nicht verstehen können wir den Kanonendonner im Osten, in der Richtung nach Borissow, und zugleich im Westen, von Bobr her. Man schlug sich also dort unten. Aber wo war denn die Armee? Wo war der Kaiser? Ich habe schon gesagt, daß in Bologk das Gerücht umlief — woher es kan, wußte niemand —, daß die Armee in Woskau eingezogen sei, dann aber die von ihren Einwohnern angezündete Stadt wieder verlassen habe; aber all dies hatte uns so unwahrscheinlich geschienen, daß wir dem Geraune keinen Glauben beimaßen. Der Kaiser mußte zweisellos, wie immer siegreich gewesen sein. Mach der Riederlage des Feindes würde er den Frieden diktieren, und dann würde der Feldzug zu Ende sein.

Bald gingen unter den Offizieren einzelne Namen um. Die Stadt dort sei Borissow, der Fluß mit dem geschlängelten Lauf

sei die Beresina.

Aber wieso dann die Kanonenschüsse im Osten, im Westen, im Süden auch? Wozu dieser Kückzug vor den Russen Wittgensteins, die uns keine Kuhe ließen und die, so oft sie auch geschlagen wurden, wenn sie sich zu sehr an uns rieben, doch immer wieder die Versolgung aufnahmen und die uns seit Boloks wie eine Jagdmeute gesolgt waren?

Angstlich befragten wir uns, ohne aber eine Antwort zu finden.

Übrigens liefen von allen Seiten her Offiziere auf den Marschall Dudinot zu, der — kaum erholt von seiner schweren Berwundung, die er vor Pologk erhalten — unlängst das

Rommando über unser Armeeforps wieder übernommen hatte. Diese Keiter waren die überbringer von Berichten und Besehlen. Wir sahen, wie sie ihre Pferde anhielten, deren Mäuster rauchten, und wie sie dann absprangen in den Schnee und grüßten. Eine Art Angst würzte aller Herzen, trozdem plögslich auf den Schneesturm die Sonne und ein dunkelblauer Himmel sichtbar geworden waren.

Der Marschall las die Botschaften, die ihm die Offiziere überbrachten. Er studierte die Karten, stellte die Kichtungen sest, schaute nach Süden, nach Westen, vor allem nach Borissow, von wo her ununterbrochen die Kanonen donnerten.

Es dauerte eine gute Viertelstunde dann gab der Marschall, in aller Ruhe auf seinem Pferde sizend, das schnaubte und mit den Husen in den Schnee schlug, den um ihn versammelten Offizieren seine Besehle. Bald galoppierten Stafetten in allen Richtungen davon. Ganz nahe bei uns stieg ein Kürassierregiment, das abgesessen war, wieder zu Pferd und zog in kurzem Trab in der Richtung nach Borissow ab. Da ich als Wachtmeister auf der äußersten Rechten des Gliedes stand, hörte ich deutlich den Besehl, den der Marschall dem Obersten des Regiments eben gab:

"Los, auf Borissow! Es gilt, vor dem Feinde dort zu sein... es ist die einzige Brücke, über die wir verfügen ... der Feind hat noch viele Leute dort, und ich folge Ihnen. In einer Stunde sind wir dort!"

In diesem Augenblick setzte sich die ganze Armee wieder in Marsch. Der Marschall war auf seiner Anhöhe zurückgeblieben und erforschte den Horizont mit seinem Fernrohr. Um ihn herum standen die Offiziere seines Generalstabs. Ihre unbewegslichen Umrisse zeichneten sich klar vom hellen himmel ab. Sie warteten auf das Signal zum Abmarsch.

Unser Regiment war nach rechts abgeschwenkt. Wir brachen eben aus einem kleinen Gehölz hervor und befanden uns plößelich auf kaum fünfzig Schritte vor der Hauptstraße. Ich glaube, ich werde bis an mein Ende die Erinnerung bewahren an das Schauspiel, das sich vor uns abrollte, so tief ist mir der Schrecken vor dem Anblick in mein-Gedächtnis eingegraben.

Man stelle sich eine breite, ganz gerade Landstraße vor, die, so weit das Auge reicht, beidseitig eingefaßt wird von Birken, deren bereiste Zweige bis zur Erde hängen in der Form von Trauerweiden und auf denen die strahlende Sonne Flimmerblige entzündete in den wie von Kronleuchtern herabhängenden Eiszapsen.

Aber in diesem feenhaften Rahmen zwischen den unbeweg= lichen Baumreihen, auf dem von den Füßen der bereits Borbeigezogenen zerstampften Schnee, floß ein ununterbrochener Strom menschlicher Wesen wie ein Wildbach dabin. Alle marschierten mit gesenkten Köpfen, ohne ein Wort, einen Laut. Man hätte das Ganze für einen Gespensterzug halten können. Da und dort erhoben sich aus der Reihe einzelne Reiter, die von den ftändig strömenden Bellen der Menschenflut mitaeriffen schienen. Bisweilen fiel ein Mann in den weißen Staub am Rande der Straße. Nicht eine hand ftredte fich nach ihm aus. Er blieb liegen, wo er hingefallen war. Der Schnee diente ihm zugleich als Bett und Grab. Nicht eine Gruppe hatte auch nur mehr einen Schein von Organisation bewahrt. Reiner trug mehr Waffen, fast feine hatten mehr Uniformen, sondern nur mehr die unwahrscheinlichsten Lumpen bedeckten die Larven= gesichter mit den blicklosen Augen in den tiefen, schwarzen Söblen.

Als wir noch näher hinzutraten, hob einer dieser Elenden die Augen und bemerkte uns plöglich. Da stieg in seinem Blick ein solches Staunen auf, daß der Mann auf einmal stehen blieb. Er machte eine Gebärde, wie wenn er um Hilse bitten wollte; aber dann siel seine erhobene Hand frastlos hinab, und mitgerissen von den Nachdrängenden, ging er weiter, ohne die Kraft gesunden zu haben, auch nur ein Wort aussprechen zu können.

Fortsetzung folgt.